

Tahereh Mafi
JOIN ME

TAHEREH MAFI

JOIN ME

Aus dem amerikanischen Englisch
von Mara Henke



Der Verlag behält sich die Verwertung der urheberrechtlich geschützten Inhalte dieses Werkes für Zwecke des Text- und Data-Minings nach § 44b UrhG ausdrücklich vor.
Jegliche unbefugte Nutzung ist hiermit ausgeschlossen.



Penguin Random House Verlagsgruppe FSC® N001967

5. Auflage 2025

Erstmals als cbt Taschenbuch März 2024

© 2012, 2013, 2019, 2019, 2021 by Tahereh Mafi

Published by Arrangement with Tahereh Mafi

Die jeweiligen Originalausgaben erschienen 2012

unter dem Titel »Destroy Me«, 2013 unter dem Titel »Fracture Me«,
2019 unter dem Titel »Shadow Me«, 2019 unter dem Titel »Reveal Me«
und 2021 unter dem Titel »Believe Me«

bei Harper, einem Imprint von HarperCollins Publishers, New York.

Dieses Werk wurde vermittelt durch die

Literarische Agentur Thomas Schlück, 30161 Hannover.

© 2024 für die deutschsprachige Ausgabe

cbj Kinder- und Jugendbuchverlag in der

Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,

Neumarkter Straße 28, 81673 München

produkteicherheit@penguinrandomhouse.de

(Vorstehende Angaben sind zugleich

Pflichtinformationen nach GPSR)

Alle deutschsprachigen Rechte vorbehalten

Übersetzung: Mara Henke

Umschlaggestaltung: Geviert GbR

Umschlagmotiv: © by Colin Anderson. Cover art inspired by

a photograph by Sharee Davenport

skn · Herstellung: bo

Satz: GGP Media GmbH, Pößneck

Druck: GGP Media GmbH, Pößneck

ISBN 978-3-570-31655-9

Printed in Germany

www.cbj-verlag.de

Inhalt

Destroy Me	7
Fracture Me	107
Shadow Me	171
Reveal Me	243
Believe Me	323

TAHEREH MAFI

DESTROY ME

»Destroy Me« knüpft direkt an die Ereignisse von »Shatter Me« an.

Am Ende von »Shatter Me« ist Juliette die Flucht aus den Fängen des grausamen Reestablishment gelungen – indem sie dessen Anführer Warner eine Kugel in den Leib jagte. Doch Warner ist nicht tot, sondern nur schwer verletzt ...

PROLOG

Ich wurde angeschossen.

Und ich muss sagen: Eine Schusswunde ist wesentlich unangenehmer, als ich vermutet hätte.

Meine Haut fühlt sich klamm an, das Atmen fällt mir übermenschlich schwer. Der Schmerz in meinem rechten Arm ist so grausam, dass ich kaum etwas anderes wahrnehmen kann. Ich kneife die Augen zu, beiße die Zähne zusammen, zwinge mich zur Konzentration.

Um mich herum herrscht ein unerträgliches Chaos.

Alle schreien durcheinander. Einige fassen mich an, man sollte ihnen die Hände amputieren. »Sir!«, schreien sie, als erwarteten sie meine Befehle, als seien sie ohne mich komplett orientierungslos. Diese Feststellung erschöpft mich.

»Können Sie mich hören, Sir?« Eine weitere Stimme, aber gegen diese eine habe ich nichts einzuwenden.

»Sir, bitte, können Sie mich hören ...«

Ich zwinge mich zu sprechen. »Ich habe eine Schusswunde, Delalieu, aber ich bin nicht taub.« Ich öffne die Augen. Sehe Delalieu, der mich panisch anstarrt.

Sofort hören alle mit dem Gescrei auf. Es wird still. Delalieu sieht verstört aus.

Ich seufze.

»Bringen Sie mich zurück«, sage ich und bewege mich ein bisschen. Die Welt gerät ins Schwanken, kommt wieder zum Stillstand. »Informieren Sie die Ärzte, lassen Sie mein Bett vorbereiten. Und jetzt heben Sie meinen Arm

hoch und üben weiter Druck auf die Wunde aus. Die Kugel hat irgendwas zerschlagen, man wird operieren müssen.«

Delalieu reagiert nicht; und das für einen Moment zu lange.

»Gut, dass Sie am Leben sind, Sir«, sagt er dann mit zitteriger Stimme. »Gut, dass Sie am Leben sind.«

»Das war ein Befehl, Lieutenant.«

»Natürlich«, sagt er rasch. »Gewiss, Sir. Welche Instruktionen soll ich den Soldaten geben?«

»Sie sollen sie finden«, sage ich. Das Sprechen fällt mir immer schwerer. Ich atme vorsichtig ein, streiche mir über die Stirn. Es entgeht mir nicht, wie heftig ich schwitze.

»Ja, Sir.« Delalieu will mir aufhelfen, aber ich halte seinen Arm fest.

»Eines noch.«

»Sir?«

»Kent«, krächze ich. »Ich will ihn lebendig.«

Delalieu starrt mich mit aufgerissenen Augen an. »Den Gefreiten Adam Kent, Sir?«

»Ja.« Ich fixiere Delalieu. »Kent will ich mir selbst vornehmen.«

1

Delalieu steht am Fußende meines Betts, ein Klemmbrett in Händen.

Er ist mein zweiter Besuch an diesem Morgen. Zuvor waren meine Ärzte erschienen und hatten mich informiert, dass die Operation gut verlaufen sei. Sie sagten, wenn ich diese Woche noch im Bett bliebe, würden die neuen Medikamente, die ich bekommen hätte, den Heilungsprozess enorm beschleunigen. Ferner teilten sie mir mit, dass ich zwar bald wieder meine tägliche Routine aufnehmen könne, aber noch mindestens einen Monat lang eine Armschlinge tragen müsse.

Ich erwiderte, das sei eine interessante Theorie.

»Meine Hose, Delalieu.« Ich hebe den Kopf, wehre mich gegen die Übelkeit, die mit den Medikamenten einhergeht. Mein rechter Arm ist komplett unbrauchbar.

Ich schaue hoch. Delalieu starrt mich unverwandt an. Sein Adamsapfel hüpfte an seinem Hals auf und ab.

Ich verkneife mir das Seufzen.

»Was ist los?«

Ich stütze mich mit dem linken Arm ab und setze mich auf. Brauche dazu meine gesamte Kraft und muss mich schließlich am Bettgestell festhalten. Als Delalieu helfen will, schüttle ich den Kopf und schließe die Augen, um den Schwindel zu vertreiben.

»Spucken Sie's aus«, sage ich. »Hat keinen Sinn, schlechte Nachrichten zurückzuhalten.«

Seine Stimme ist rau und bricht zweimal, als er sagt:
»Der Gefreite Adam Kent ist entkommen, Sir.«

Unter meinen Lidern scheint ein grellweißes Licht zu explodieren.

Ich hole tief Luft und streiche mir mit der unversehrten Hand durch die Haare. Sie fühlen sich verklebt an – ange trocknetes Blut und Schmutz wahrscheinlich. Ich würde gerne mit der Faust die Wand durchschlagen.

Doch ich reiße mich zusammen.

Plötzlich nehme ich alles wie mit geschärften Sinnen wahr – Gerüche, Geräusche, Schritte draußen vor der Tür. Finde die grobe Baumwollhose, die man mir angezogen hat, unerträglich. Finde es unerträglich, dass ich keine Socken trage. Ich will duschen. Ich will mich umziehen.

Ich will Adam Kent eine Kugel ins Rückgrat jagen.

»Hinweise«, fordere ich. Die Luft ist kalt, als ich mich in Richtung Badezimmer bewege, und ich fröstle, weil mein Oberkörper immer noch nackt ist. Ich versuche mich zu beruhigen. »Sie wollen mir diese Information doch wohl nicht ohne weitere Hinweise übermitteln.«

Mein Hirn ist ein Lagerhaus sorgsam geordneter Emotionen. Ich sehe förmlich vor mir, wie es Bilder und Gedanken aussortiert. Was mir nicht weiterhilft, wird weggepackt. Ich konzentriere mich auf das Notwendigste: die Hauptelemente des Überlebens und die zahlreichen Dinge, die ich an einem Tag erledigen muss.

»Natürlich«, antwortet Delalieu. Die Angst in seiner Stimme kränkt mich ein wenig, aber ich reagiere nicht darauf. »Ja, Sir«, fährt er fort, »wir glauben zu wissen, wo sie sich verstecken – und wir haben Grund zu der Annahme, dass Gefreiter Kent und das – und das Mädchen – und nun ja, dass auch Gefreiter Yamamoto geflüchtet ist – wir vermuten, dass sie alle drei zusammen sind, Sir.«

Die Schubladen in meinem Gehirn rattern und scharren, als wollten sie von selbst aufspringen. Erinnerungen. Vermutungen. Gerüchte und Geflüster.

Ich werfe sie in einen Abgrund.

»Vermutungen gibt es viele.« Ich schüttele den Kopf und bereue es sofort. Schließe wieder die Augen wegen des Schwindels. »Ich will keine Theorien, auf die ich schon selbst gekommen bin«, krächze ich. »Sondern konkrete Fakten. Einen verlässlichen Anhaltspunkt, Lieutenant. Oder Sie verschwinden so lange, bis Sie mir das liefern können.«

»Ein Auto«, sagt Delalieu rasch. »Ein Auto wurde als gestohlen gemeldet, Sir, und wir konnten es bis zu einem bislang unbekannten Ort verfolgen. Aber dann ist es spurlos verschwunden. Als hätte es sich in Luft aufgelöst, Sir.«

Ich blicke hoch. Höre aufmerksam zu.

»Wir sind den Spuren gefolgt, die wir auf dem Radar hatten«, fährt Delalieu fort, jetzt ruhiger. »Sie führen zu menschenleerem Brachland. Wir haben das gesamte Gebiet abgesucht und nichts gefunden..«

»Das ist doch zumindest etwas.« Ich reibe mir den Nacken, kämpfe gegen die lähmende Schwäche an, die meinen ganzen Körper erfasst hat. »Wir treffen uns in einer Stunde im L-Raum.«

»Aber, Sir«, erwidert Delalieu mit Blick auf meinen Arm, »Sie brauchen Hilfe – Sie sind doch verletzt – Sie können nicht ohne Pfleger ...«

»Wegtreten..«

Er zögert.

Dann: »Ja, Sir.«

2

Es gelingt mir zu duschen, ohne zu kollabieren.

Eigentlich habe ich mich eher mit dem Schwamm gewaschen als geduscht, aber ich fühle mich trotzdem besser. Unordnung kann ich nicht ertragen; ich empfinde sie als persönlichen Angriff. Ich dusche regelmäßig. Ich esse sechs kleine Mahlzeiten pro Tag. Ich wende täglich zwei Stunden für Sport und Krafttraining auf. Und ich hasse es, barfuß zu sein.

Jetzt stehe ich nackt, hungrig, müde und barfuß in meinem begehbaren Kleiderschrank. Eine höchst unerfreuliche Situation.

Mein Schrank hat jeweils separate Fächer für Hemden, Krawatten, Hosen, Blazer, Stiefel, Socken, Handschuhe, Tücher und Mäntel. Alles ist nach Farbschattierungen sortiert. Jedes Kleidungsstück ist maßgeschneidert. Ich fühle mich erst wie ich selbst, wenn ich vollständig bekleidet bin. Das ist ein wichtiger Teil meiner Identität. Damit beginne ich jeden Tag.

Und nun habe ich nicht die geringste Ahnung, wie ich mich anziehen soll.

Meine Hand zittert, als ich nach der kleinen blauen Flasche greife, die man mir morgens gegeben hat. Ich lege zwei der eckigen Pillen auf meine Zunge und warte, bis sie sich aufgelöst haben. Was sie bewirken, weiß ich nicht; aber sie helfen wohl dabei, den Blutverlust auszugleichen. Ich lehne mich an die Wand, bis der Schwindel nachlässt.

So eine banale Tätigkeit wie sich anzuziehen. Ich hatte nicht erwartet, dass sie zu einem fast unüberwindlichen Hindernis werden könnte.

Ich fange mit den Socken an; normalerweise ein simples Vergnügen, aber jetzt ist es aufwendiger, als einen Mann zu erschießen. Einen Moment lang überlege ich, was die Ärzte wohl mit meinen Kleidern gemacht haben. *Nur die Kleider*, sage ich mir, *nur die Kleider*; ich darf nur an die Kleider denken, die ich an dem Tag trug. An nichts anderes. Nicht an andere Details.

Stiefel. Socken. Hose. Pullover. Meine Uniformjacke mit den vielen Knöpfen.

Den vielen Knöpfen, die sie aufgerissen hat.

Nur eine kleine Erinnerung, aber sie trifft mich bis ins Mark.

Ich versuche sie wegzudrängen, aber sie lässt sich nicht verscheuchen, und je mehr ich mich bemühe, sie zu vergessen, desto schneller verwandelt sie sich in ein Monster, das ich nicht mehr beherrschen kann. Erst als meine Haut sich eisig anfühlt, merke ich, dass ich an die Wand gesackt bin und viel zu hastig atme. Als mich die Scham überkommt, kneife ich die Augen fest zu.

Mir ist wohl bewusst, dass Juliette verstört und verängstigt war. Aber ich hätte nie vermutet, dass ich diese Gefühle hervorgerufen hatte. Im Laufe unserer gemeinsamen Wochen war sie entspannter geworden, hatte sogar glücklich und gelöst gewirkt. Ich hatte mir erlaubt, mir eine gemeinsame Zukunft für uns vorzustellen; hatte mich dem Glauben hingegeben, Juliette wollte mit mir zusammen sein und wüsste nur nicht, wie wir das verwirklichen könnten.

Niemals wäre ich auf die Idee gekommen, dass Kent der Grund ihrer Zufriedenheit war.

Ich streiche mir übers Gesicht, presse die Hand auf den Mund.

Wie ich mit ihr gesprochen habe.

Ich hole tief Luft.

Wie ich sie berührt habe.

Ich beiße die Zähne zusammen.

Wenn es nur um sexuelle Anziehung ginge, würde ich mich nicht so grenzenlos gedemütigt fühlen. Doch ich wollte so viel mehr als nur ihren Körper.

Jählings flehe ich meinen Geist an, sich Wände vorzu stellen. Nur Wände. Weiße Wände. Betonbauten. Leere Räume.

Ich baue Wände, bis sie zu bröckeln beginnen, und dann errichte ich neue. Ich baue und baue und röhre mich nicht von der Stelle, bis mein Geist gereinigt ist, unberührt, keimfrei. Bis er nichts mehr enthält außer einem kleinen weißen Zimmer. In dem eine einzige Glühbirne von der Decke baumelt.

Blitzsauber. Unberührt. Still.

Ich blinzele, um die Katastrophenflut fernzuhalten, die meine kleine makellose Welt bedrängt; ich schlucke heftig, um die Angst zu vertreiben, die mir die Kehle hinaufkriecht. Ich schiebe die Wände beiseite, mache den Raum groß genug, dass ich ausreichend Luft bekomme. Dass ich stehen kann.

Manchmal wünsche ich mir, ich könnte für eine Weile aus mir heraustreten. Könnte diesen abgenutzten Körper hinter mir lassen, doch zu viele Ketten fesseln mich, und die Gewichte sind zu schwer. Mehr als dieses Leben ist nicht mehr von mir übrig. Und ich weiß genau, dass ich für den Rest des Tages nicht mehr in den Spiegel schauen kann.

Schlagartig ekle ich mich vor mir selbst. Ich muss unbedingt dieses Zimmer verlassen, sonst werden meine eige-

nen Gedanken mir den Krieg erklären. Zum allerersten Mal überlege ich mir nicht, was ich anziehen will, sondern greife nur hastig nach einer Hose. Schlüpfe mit dem gesunden Arm in einen Blazer und lege ihn mir um die Schultern. Ich sehe lächerlich aus ohne Hemd, aber morgen wird mir schon eine Lösung einfallen.

Jetzt muss ich nur schnell raus hier.

3

Delalieu ist der einzige Mensch hier, der mich nicht hasst.

Er wirkt zwar meist verängstigt in meiner Gegenwart, hat aber kein Interesse daran, mich zu entmachten. Obwohl ich es nicht verstehе, kann ich es spüren. Vermutlich ist er auch der einzige Mensch in diesem Gebäude, der sich darüber freut, dass ich nicht tot bin.

Ich hebe die Hand, um die Soldaten auf Abstand zu halten, die auf mich zustürzen, als ich die Tür öffne. Es ist unfassbar anstrengend, nicht zu zittern, während ich mir den Schweiß von der Stirn wische, aber ich werde mir nicht gestatten, Schwäche zu zeigen. Diese Männer sind nicht um meine Sicherheit besorgt; sie wollen nur sensationsgierig bestaunen, was aus mir geworden ist. Wollen sich daran ergötzen, dass ich offenbar doch angreifbar bin. Aber mir steht nicht der Sinn danach, mich begaffen zu lassen.

Ich habe meine Rolle als Anführer zu erfüllen.

Ich habe eine Schussverletzung; ich werde nicht daran sterben. Es gibt Dinge zu regeln; ich werde sie regeln.

Die Verletzung werde ich ignorieren.

Den Namen des Mädchens werde ich nicht aussprechen.

Meine gesunde Hand ballt sich zur Faust und löst sich wieder, während ich zum L-Raum gehe. Mir ist noch nie zuvor aufgefallen, wie lang diese Flure sind und wie viele Soldaten hier Wache stehen. Es gibt kein Entkommen vor ihren neugierigen Blicken und ihrer sichtbaren Enttäuschung darüber, dass ich überlebt habe. Ich muss sie nicht

einmal ansehen, um zu wissen, was sie denken. Und da ich ihre Gefühle kenne, bin ich umso entschlossener, möglichst lange am Leben zu bleiben.

Ich werde keinem von denen die Genugtuung verschaffen, vorzeitig zu sterben.

»Nein.«

Zum vierten Mal lehne ich Tee oder Kaffee ab. »Ich nehme keine koffeinhaltigen Getränke zu mir, Delalieu. Wieso lassen Sie die immer wieder zu den Mahlzeiten servieren?«

»Vermutlich, weil ich immer noch hoffe, Sie könnten sich umstimmen lassen, Sir.«

Ich schaue auf. Delalieu lächelt wieder so seltsam und unstet. Ich bin mir nicht sicher, aber womöglich hat er gerade einen Scherz gemacht.

»Wozu?« Ich nehme mir ein Stück Brot. »Ich bin vollkommen dazu imstande, wach zu bleiben. Nur ein Idiot würde sich dabei auf die Wirkung einer Bohne oder eines Blattes verlassen.«

Delalieus Lächeln erstirbt.

»Ja«, sagt er. »Gewiss, Sir.« Er starrt auf sein Essen und schiebt seine Kaffeetasse weg.

Ich lasse das Brot auf meinen Teller fallen. »Sie sollten«, sage ich, jetzt ruhiger, »sich nicht so leicht von meiner Meinung beeinflussen lassen, Delalieu. Stehen Sie zu Ihren Überzeugungen. Finden Sie klare und einleuchtende Argumente. Auch wenn ich Ihre Meinung nicht teile.«

»Jawohl, Sir«, flüstert er. Bleibt ein paar Sekunden stumm. Doch dann streckt er die Hand nach seiner Kaffeetasse aus.

Delalieu.

Er ist der Einzige, mit dem ich Gespräche führen kann.

Er wurde diesem Sektor ursprünglich von meinem Vater zugeteilt und hat nun Anweisung hierzubleiben, bis er

nicht mehr dienstfähig ist. Und obwohl er wohl gut fünf- und vierzig Jahre älter ist als ich, besteht er darauf, mir untergeordnet zu bleiben. Ich kenne Delalieus Gesicht schon seit meiner Kindheit; er nahm bei uns zuhause an den zahllosen Sitzungen vor der Machtübernahme durch das Reestablishment teil.

Bei uns fanden ständig Treffen statt.

Mein Vater plante immer irgendetwas, leitete Diskussionsrunden und geheime Gespräche, an denen ich nie teilhaben durfte. Die Männer von damals beherrschen heute die Welt, weshalb ich mich frage, warum Delalieu nie nach einer höheren Position gestrebt hat. Er war von der ersten Stunde an Teil des Regimes, scheint aber mit seiner jetzigen Stellung vollkommen zufrieden zu sein. Er bleibt unterwürfig, auch wenn ich ihm Gelegenheit zum Sprechen gebe; er will nicht befördert werden, auch wenn ich ihm einen besseren Lohn anbiete. Seine Loyalität weiß ich zu schätzen, aber seine Ergebenheit zerrt an meinen Nerven. Er scheint sich niemals mehr zu wünschen als das, was er hat.

Ich sollte ihm nicht vertrauen.

Und dennoch tue ich es.

Denn ich werde verrückt, wenn ich kein normales Gespräch mehr führen kann. Zu meinen Soldaten muss ich Distanz halten – zum einen, weil sie mich alle tot sehen wollen, und zum anderen, weil ich als ihr Führer neutral bleiben muss, um unabhängige Entscheidungen treffen zu können. Ich habe mich selbst zu einem einsamen Leben ohne Altersgenossen verurteilt, zur Isolation in meinem eigenen Geist. Ich wollte mich zum gefürchteten Führer machen, und es ist mir gelungen; niemand wird meine Autorität in Frage stellen oder mir widersprechen. Ich bin für alle nur der Oberkommandeur und Regent von Sektor 45.

Freundschaft habe ich nie erlebt. Als Kind nicht und jetzt erst recht nicht.

Bis auf eine einzige Ausnahme.

Vor einem Monat bin ich ihr begegnet. Der einen Person, die mir direkt in die Augen geblickt hat. Die unverblümt mit mir gesprochen hat. Die es gewagt hat, in meiner Gegenwart Zorn und Verletzlichkeit zu zeigen. Die keine Angst hatte, mich herauszufordern, mich anzuschreien –

Ich kneife die Augen zusammen, bestimmt schon zum zehnten Mal heute. Lasse die Gabel auf den Teller fallen. Mein Arm schmerzt wieder heftig, und ich greife nach den Pillen.

»Sie sollten davon höchstens acht in vierundzwanzig Stunden nehmen, Sir.«

Ich öffne die Schachtel und stecke mir drei Tabletten in den Mund. Wenn meine Hände bloß nicht mehr zittern würden. Meine Muskeln fühlen sich angespannt und überdehnt an.

Ich warte nicht, bis die Tabletten sich auflösen, sondern zerbeiße sie. Der bittere metallische Geschmack fördert die Konzentration. »Berichten Sie mir von Kent.«

Delalieu stößt seine Kaffeetasse um.

Ich habe das Personal weggeschickt; niemand hilft Delalieu, als er hastig versucht, den Kaffee aufzuwischen. Ich lehne mich zurück, starre an die Wand, addiere im Kopf die Minuten, die ich heute schon verloren habe.

»Lassen Sie den Kaffee.«

»Ich – ja, natürlich, tut mir leid, Sir –«

»Aufhören.«

Delalieu lässt die tropfenden Servietten fallen. Erstarrt.

»Sprechen Sie.«

Ich betrachte seinen Adamsapfel, als er schluckt, zögert. »Wir können es uns nicht erklären, Sir«, flüstert er. »Dieses

Gebäude war unauffindbar und komplett unzugänglich. Die Eingangstür war festgerostet und verriegelt. Aber als wir hinkamen«, er schluckt wieder, »als wir hinkamen, war sie ... zerstört. Und wir wissen nicht, wie das geschehen konnte.«

Ich richte mich auf. »Was meinen Sie mit ›zerstört‹?«

Delalieu schüttelt den Kopf. »Es war ... unfassbar, Sir. Die Tür ... sah aus, als sei ein wildes Tier hindurchgebrochen. In der Mitte befand sich ein großes klaffendes Loch.«

Ich stehe ruckartig auf, halte mich am Tisch fest. Mir stockt der Atem, weil ich eine Vermutung habe. Und ich muss mir den lustvollen Schmerz gönnen, noch einmal an ihren Namen zu denken, da ich weiß, dass nur sie es gewesen sein kann. Sie muss etwas Außerordentliches vollbracht haben, und ich habe es versäumt.

»Rufen Sie mir einen Fahrer«, befehle ich Delalieu. »In zehn Minuten treffen wir uns im Quadranten.«

»Sir?«

Doch ich laufe schon hinaus.

4

Als sei ein wildes Tier hindurchgebrochen. Die Beschreibung ist äußerst zutreffend.

Ein Außenstehender würde sich diesen Anblick vielleicht so erklären, doch er ist natürlich völlig abwegig. Kein Tier könnte durch eine derart dicke Stahltür brechen, ohne sich selbst die Gliedmaßen zu amputieren.

Und sie ist auch kein wildes Tier.

Sie ist eine sanfte tödliche Kreatur. Zart und scheu und gefährlich. Sie ist vollkommen außer sich und hat keine Ahnung, wozu sie fähig ist. Und obwohl sie mich hasst, bin ich fasziniert von ihr. Ihre vermeintliche Unschuld bezaubert mich, und ich bin geradezu neidisch auf die Kräfte, über die sie unwissentlich verfügt. Ich sehne mich danach, Teil ihrer Welt zu sein. Ich will wissen, was in ihrem Kopf vorgeht. Was sie fühlt. Es ist gewiss eine schlimme Last.

Und nun ist sie irgendwo da draußen unterwegs, eine frei schweifende Gefahr.

Was für eine wunderbare Katastrophe.

Ich betaste vorsichtig die Ränder des klaffenden Lochs. So etwas Chaotisches ist nicht geplant entstanden. Hier hat jemand mit blindwütiger Kraft gehandelt. Ich frage mich dennoch, ob ihr bewusst war, was sie tat. Oder ob sie so verblüfft war wie an dem Tag, als sie durch diese Betonwand brach, um zu mir zu gelangen.

Ich lächle in mich hinein. Frage mich, welche Erinnerungen sie an diesen Tag hat. Meine Soldaten waren durch

Simulationen bereits auf alle Szenarios vorbereitet, was sie natürlich nicht wusste. Die Situation sollte authentisch wirken, und ich hatte sie möglichst realistisch angelegt. Ich wollte Juliette die Chance geben, ihre wahre Natur zu entdecken, ihre Kräfte in einem gesicherten Raum zu erproben. Und da ich ihre Vergangenheit kannte, wusste ich, dass ein Kleinkind genau der richtige Auslöser sein würde. Doch auf ein derartig überwältigendes Ergebnis hatte ich nicht zu hoffen gewagt. Später wollte ich mit ihr darüber sprechen, aber als ich dann zu ihr kam, plante sie bereits ihre Flucht.

Mein Lächeln erlischt.

»Möchten Sie reingehen, Sir?« Delalieus Stimme reißt mich aus meinen Gedanken. »Es gibt da nicht viel zu sehen. Aber es fällt auf, dass dieses Loch gerade groß genug ist, um hindurchzusteigen. Das scheint also die Absicht gewesen zu sein.«

Ich nicke geistesabwesend. Betrachte den zerstörten Stahl, versuche mir vorzustellen, wie sie sich gefühlt hat, als sie vor dieser Tür stand. Ich würde so gern mit ihr über all das sprechen.

Ich spüre einen Stich im Herzen.

Mir fällt ein, dass sie nicht mehr bei mir ist.

Es ist meine eigene Schuld, dass sie verschwunden ist. Ich hatte mir eingeredet, dass sie sich gut eingelebt hätte, und das trübte mein Urteilsvermögen. Ich hätte besser auf die Details achten müssen. Auf meine Soldaten. Ich hatte mein Vorhaben und mein großes Ziel aus den Augen verloren – nur deshalb hatte ich sie überhaupt zum Stützpunkt bringen lassen. Ich war dumm. Leichtsinnig.

Doch in Wahrheit war ich einfach nur abgelenkt.

Durch sie.

Als sie ankam, war sie kindisch und trotzig; doch im Laufe der Wochen schien sie sich einzugewöhnen, ihre

Angst zu verlieren. Ich muss mir immer wieder aufs Neue klarmachen, dass diese Fortschritte nichts mit mir zu tun hatten.

Sondern mit Kent.

Ein Verrat, den ich nicht begreifen kann. Dass sie mich wegen dieses roboterartigen, gefülsarmen Idioten verlassen hat. Kent ist ein absoluter Hohlkopf; mit dem zu reden ist so interessant wie das Gespräch mit einer Schreibtischlampe. Ich verstehne nicht, was sie in ihm sah, was er ihr zu bieten hatte. Er kann ihr doch bestenfalls als geeignetes Fluchtwerkzeug erschienen sein.

Sie hat noch immer nicht begriffen, dass es in der Welt der Normalen keine Zukunft für sie gibt. Sie sollte nicht mit Menschen leben müssen, die sie niemals verstehen werden. Ich muss sie zurückholen.

Dass ich den letzten Satz laut ausgesprochen habe, merke ich erst an Delalieus Reaktion.

»Wir haben im gesamten Sektor Truppen eingesetzt«, sagt er. »Und wir haben auch die benachbarten Sektoren informiert, für den Fall, dass die drei die Grenzen –«

»Was?« Ich fahre herum. Meine Stimme ist gefährlich leise. »Was haben Sie gerade gesagt?«

Delalieu wird bleich.

»Eine einzige Nacht lang war ich nicht bei Kräften! Und schon machen Sie diese *Katastrophe* in den anderen Sektoren publik –«

»Ich dachte, Sie wollten die drei unbedingt finden, Sir, und ich dachte, wenn sie anderswo Zuflucht suchen –«

Ich lasse mir einen Moment Zeit, um zu Atem zu kommen und meine Fassung wiederzugewinnen.

»Tut mir leid, Sir, ich hielt es für das Sicherste –«

»Sie ist mit zwei meiner Soldaten unterwegs, Lieutenant. Keiner der beiden ist so dumm, sie in einen anderen Sektor

zu bringen. Sie verfügen nicht über die notwendigen Papiere zum Passieren der Sektorenengrenzen und werden sie sich auch nicht beschaffen können.«

»Aber –«

»Sie sind erst einen Tag weg, sind schwer verletzt und brauchen Hilfe. Sie sind zu Fuß und mit einem gestohlenen Auto unterwegs, das leicht zu verfolgen ist. Wie weit«, sage ich erbittert, »können sie denn wohl kommen?«

Delalieu bleibt stumm.

»Sie haben eine nationale Warnung ausgegeben. Sie haben mehrere Sektoren informiert, was heißt, dass nun das gesamte Land Bescheid weiß. Damit also auch die Kapitole. Und was bedeutet das?« Ich balle meine gesunde Hand zur Faust. »Was glauben Sie wohl, Lieutenant?«

Delalieu scheint es die Sprache verschlagen zu haben.

Dann ...

»Sir«, keucht er. »Bitte verzeihen Sie mir.«

5

Delalieu folgt mir zu meiner Zimmertür.

»Versammeln Sie die Truppen morgen um zehn im Quadranten«, sage ich anstelle von Abschiedsworten. »Ich muss eine Ansprache halten zu den jüngsten Ereignissen und zur weiteren Vorgehensweise.«

»Ja, Sir.« Delalieu schaut nicht auf. Seit wir vom Lagerhaus aufgebrochen sind, hat er mich nicht mehr angesehen.

Ich habe andere Sorgen.

Abgesehen von Delalieus idiotischem Verhalten habe ich noch jede Menge andere Dinge am Hals. Weitere Probleme kann ich mir nicht erlauben, und ich darf mich nicht ablenken lassen. Nicht von ihr. Nicht von Delalieu. Von niemandem. Ich muss mich konzentrieren.

Es ist der denkbar ungünstigste Zeitpunkt für eine Verletzung.

Die Bevölkerung des gesamten Landes ist jetzt über unsere Lage im Bilde. Wir müssen die Gerüchte so gut wie möglich eindämmen. Es muss mir gelingen, Delalieus Warnmeldung zu entkräften und beginnende Aufstände im Keim zu ersticken. Die Zivilisten sind bereits in Aufruhr und werden sich durch Anzeichen von Widerstand gestärkt fühlen. Viele sind schon umgekommen, aber sie scheinen noch immer nicht zu begreifen, dass sie genau das geradezu herausfordern, wenn sie sich dem Reestablisment widersetzen. Und ich brauche unbedingt Ruhe in der Zivilbevölkerung.

Ich will keinen Krieg in meinem Sektor.

Mehr denn je muss ich mich selbst und meine Aufgaben im Griff behalten. Aber mein Geist ist aufgewühlt, mein Körper verletzt und erschöpft. Schon den ganzen Tag bin ich kurz vorm Zusammenbrechen, und ich weiß nicht, was ich tun soll. Ich habe keine Ahnung, wie ich meine Situation verbessern kann. Eine solche Schwäche kannte ich bislang nicht.

In nur zwei Tagen hat ein Mädchen es geschafft, mich außer Gefecht zu setzen.

Ich habe noch mehr von diesen widerwärtigen Pillen geschluckt und fühle mich trotzdem schwächer als am Morgen. Ich hatte geglaubt, den Schmerz und die Behinderung ignorieren zu können, merke nun aber, dass ich zur Gänze abhängig sein werde von allem, was mich durch diese nächsten frustrierenden Wochen bringen kann. Medikamente, Ärzte, Bettruhe.

Und das alles wegen eines Kisses.

Absolut unerträglich.

»Ich werde den Rest des Tages in meinem Büro sein«, sage ich zu Delalieu. »Lassen Sie mir Mahlzeiten schicken und stören Sie mich nur, wenn es neue Entwicklungen gibt.«

»Ja, Sir.«

»Das ist alles, Lieutenant.«

»Ja, Sir.«

Wie krank ich mich wirklich fühle, wird mir erst bewusst, als ich die Zimmertür hinter mir schließe. Ich schleppe mich zum Bett und muss mich daran festhalten, damit ich nicht umfalle. Ich schwitze wieder heftig und will den Mantel loswerden, den ich draußen getragen habe. Reiße den Blazer herunter, den ich mir morgens zur Hälfte übergezogen hatte, und sinke aufs Bett. Plötzlich ist

mir eiskalt, und ich drücke mit zitternder Hand den Rufknopf für die Ärzte.

Ich muss den Verband wechseln lassen. Muss etwas Nahrhaftes essen. Und vor allem muss ich unbedingt richtig duschen, was mir im Moment aber unmöglich erscheint.

Jemand beugt sich über mich.

Ich blinze mehrmals, kann nur Umrisse erkennen. Ein Gesicht erscheint, ist aber so verschwommen, dass ich aufgebe. Meine Augen fallen zu. Mein Kopf hämmert. Schmerz tobt in meinen Knochen, kriecht hinauf zum Hals; unter meinen Lidern zerrinnen Farben, Rot und Gelb und Blau. Gesprächsfetzen dringen an mein Ohr.

– scheint Fieber zu haben –

– müssen ihm ein Beruhigungsmittel geben –

– wie viele hat er genommen? –

Mir wird klar, dass sie mich umbringen werden. Das ist die perfekte Gelegenheit. Ich bin geschwächt und kann mich nicht wehren, und nun wird mich jemand töten. Es ist so weit. Der Moment ist gekommen. Und ich will es nicht akzeptieren.

Ich schlage nach den Stimmen; ein unmenschlicher Laut dringt aus meiner Kehle. Etwas Hartes trifft auf meine Faust und knallt zu Boden. Hände packen meinen gesunden Arm und drücken ihn aufs Bett. Etwas wird an meinem Handgelenk, an meinen Knöcheln befestigt. Ich wehre mich und trete verzweifelt um mich. Die Dunkelheit senkt sich auf meine Augen, meine Ohren, meine Kehle. Ich kann nicht mehr atmen, nicht mehr richtig hören und sehen und habe solche Angst, dass ich fürchte, verrückt zu werden.

Etwas Kaltes, Spitzes bohrt sich in meinen Arm.

Mir bleibt nur noch ein Moment, um den Schmerz zu bemerken, bevor er mich überwältigt.

6

»Juliette«, flüstere ich. »Was machst du hier?«

Ich bin erst halb angezogen, trage noch kein Hemd, und es ist viel zu früh für Besucher. Diese Stunden vor Sonnenaufgang sind meine einzigen friedlichen Momente des Tages, und niemand außer mir sollte in meinem Zimmer sein. Ich weiß nicht, wie sie es geschafft hat, sich Zutritt zu verschaffen.

Jemand hätte sie aufhalten müssen.

Doch sie steht in der Tür und starrt mich an. Ich habe sie schon so oft gesehen, aber diesmal ist etwas anders. Ihr Anblick bereitet mir körperliche Schmerzen. Dennoch fühle ich mich zu ihr hingezogen, will ihr nah sein.

»Es tut mir so leid«, sagt sie, händeringend, und wendet den Blick ab. »Es tut mir so entsetzlich leid.«

Erst jetzt fällt mir auf, was sie anhat.

Ein dunkelgrünes eng anliegendes Stretchkleid aus Baumwolle, das sich an die weichen Rundungen ihres Körpers schmiegt. Die Farbe unterstreicht die grünen Sprenkel in ihren Augen perfekt. Es ist eines der vielen Kleider, die ich für sie ausgesucht habe. Ich dachte mir, dass sie vielleicht gerne etwas Hübsches zum Anziehen hätte, nachdem sie so lange wie ein Tier gefangen gehalten wurde. Und ich kann es mir selbst nicht erklären, aber ich empfinde einen seltsamen Stolz, weil sie etwas trägt, das ich für sie ausgewählt habe.

»Es tut mir so leid«, sagt sie wieder.

Ich kann nicht fassen, dass sie hier ist. In meinem Schlafzimmer. Sie steht hier und starrt auf meinen nackten Oberkörper. Die Haare reichen ihr fast bis zur Mitte des Rückens. Ich sehne mich so sehr danach, sie zu berühren, dass ich die Hände zu Fäusten ballen muss. Sie ist so wunderschön.

Ich verstehe nicht, weshalb sie sich dauernd entschuldigt.

Sie schließt die Tür hinter sich. Geht auf mich zu. Mein Herz schlägt extrem schnell. Das ist nicht normal. So reagiere ich nicht. Ich verliere niemals die Kontrolle. Ich sehe Juliette täglich, und bislang ist es mir gelungen, wenigstens einen Rest von Würde zu bewahren. Hier stimmt etwas nicht.

Sie berührt meinen Arm.

Streicht mir über die nackte Schulter. Der Schmerz, als ihre Haut meine berührt, ist so schlimm, dass ich am liebsten schreien würde. Aber ich bringe keinen Laut hervor, scheine erstarrt zu sein.

Ich will ihr sagen, dass sie aufhören, dass sie verschwinden soll, doch etwas in mir wehrt sich. Obwohl es weh tut, obwohl es Irrsinn ist, bin ich froh, dass sie mir so nah ist. Aber ich scheine sie nicht anfassen, nicht in die Arme nehmen zu können, wie ich es mir immer gewünscht habe.

Sie sieht mich an.

Betrachtet mich prüfend mit diesen sonderbaren blau-grünen Augen, und ich fühle mich plötzlich schuldig, ohne zu wissen, warum. Etwas in ihrem Blick gibt mir das Gefühl, wertlos zu sein – sie als Einzige scheint verstanden zu haben, dass ich innerlich komplett hohl bin. Sie hat die Risse in dem Panzer entdeckt, den ich tagtäglich tragen muss, und das lähmt mich.

Dieses Mädchen weiß genau, wie es mich zerstören kann.

Juliette legt die Hand auf mein Schlüsselbein.

Dann packt sie meine Schulter, gräbt die Finger so tief in die Haut, als wolle sie mir den Arm abreißen. Der Schmerz ist so grausam, dass ich diesmal wirklich aufschreie. Ich sinke vor ihr auf die Knie, und sie verdreht meinen Arm, bis ich keuche vor Schmerz.

»Juliette«, ächze ich, »bitte –«

Mit der anderen Hand streicht sie mir durchs Haar, zieht meinen Kopf zurück, damit ich sie anschau. Dann beugt sie sich zu mir herunter. Ihre Lippen berühren fast meine Wange. »Liebst du mich?«, flüstert sie mir ins Ohr.

»Was?«, keuche ich. »Was tust du –«

»Liebst du mich noch immer?« Jetzt streichen ihre Finger über mein Gesicht, ziehen die Konturen nach.

»Ja«, murmle ich. »Ja, das tue ich –«

Sie lächelt.

Ihr Lächeln ist so bezaubernd und unschuldig, dass ich es nicht fassen kann, als ihr Griff noch fester wird. Sie reißt mir den Arm so brutal nach hinten, dass er bestimmt gleich aus dem Gelenk springt. Ich sehe Flecken vor den Augen, als sie sagt: »Gleich ist es vorbei.«

»Was ist vorbei?«, frage ich panisch und versuche mich umzuschauen. »Was –«

»Nicht mehr lange. Dann gehe ich.«

»Nein – nein, geh nicht – wo willst du hin –«

»Es wird dir gut gehen«, sagt sie. »Das verspreche ich dir.«

»Nein«, keuche ich, »nein –«

Sie zerrt mich ruckartig nach vorne, und ich erwache so abrupt, dass ich keine Luft bekomme.

Ich blinzle wie verrückt und merke, dass ich mitten in der Nacht aufgewacht bin. Es ist stockdunkel im Zimmer.

Ich keuche heftig; mein Arm pocht, und mir wird klar, dass die Wirkung meines Schmerzmittels nachgelassen hat. Unter meiner Hand spüre ich eine kleine Fernbedienung; ich drücke auf den Knopf, um mir eine weitere Dosis zu verabreichen.

Es dauert eine Weile, bis ich wieder regelmäßiger atme und meine Gedanken sich beruhigen.

Juliette.

Auf Albträume habe ich keinen Einfluss, aber in meinen wachen Momenten gestatte ich es mir lediglich, an ihren Namen zu denken.

Die demütigende Scham, die mit den anderen Erinnerungen einhergeht, ist zu unerträglich.

7

»Wenn das nicht hochnotpeinlich ist. Mein Sohn, angebunden wie ein Tier.«

Zuerst kommt es mir vor, als hätte ich wieder einen Albtraum. Ich öffne langsam die Augen, starre an die Decke. Ich spüre Fesseln an meinen Knöcheln und am Handgelenk. Der verletzte Arm ist mit einer Schlinge an meiner Brust befestigt. Der Schmerz in der Schulter ist zwar noch vorhanden, aber erträglicher. Ich fühle mich stärker. Sogar meine Gedanken scheinen wieder klarer zu sein. Doch dann bemerke ich den sauer-metallischen Geschmack im Mund und frage mich, wie lange ich hier schon liege.

»Hast du wirklich geglaubt, ich würde es nicht erfahren?«, fragt er süffisant.

Er kommt näher, und der Klang seiner Schritte erschüttert meinen Körper. »Delalieu muss Entschuldigungen wimmern, weil er mich stört, fleht meine Männer an, ihm die Schuld zu geben für die Unannehmlichkeiten dieses Besuchs. Ich vermute, du hast den alten Mann zusammengestaucht, obwohl er nur seine Arbeit erledigt. Und ich hätte es auch herausgefunden, ohne dass er Alarm geschlagen hätte. So ein Chaos lässt sich nicht verbergen. Wenn du das geglaubt hast, bist du strohdumm.«

Ich spüre Bewegung an meinen Beinen und merke, dass er die Riemen löst. Der Kontakt mit seiner Haut ruft tief in mir eine dunkle Erinnerung hervor, die sofort Übelkeit auslöst. In meinem Mund ist der Geschmack von Erbroche-

nem, und ich muss mich enorm beherrschen, um nicht zurückzuzucken.

»Setz dich auf, Sohn. Du solltest jetzt fit genug sein, um zu funktionieren. Du warst zu dumm, um dich auszuruhen, als es nötig war, und nun hast du übertrieben. Du bist seit drei Tagen bewusstlos, und ich bin schon seit sieben- und zwanzig Stunden hier. Steh jetzt auf. Das ist lächerlich.«

Ich starre noch immer an die Decke. Atme nur flach.

Er ändert die Taktik.

»Weißt du«, sagt er gedehnt, »mir ist eine interessante Geschichte über dich zu Ohren gekommen.« Er setzt sich auf den Bettrand; die Federn quietschen und ächzen unter seinem Gewicht. »Möchtest du sie hören?«

Meine linke Hand beginnt zu zittern. Ich balle sie hastig zur Faust.

»Gefreiter 45B-76423. Fletcher, Seamus.« Er hält inne.
»Kommt dir der Name bekannt vor?«

Ich kneife die Augen zu.

»Du kannst dir sicher vorstellen«, fährt er fort, »wie überrascht ich war, als ich erfahren habe, dass mein Sohn tatsächlich einmal etwas richtig gemacht hat. Dass er endlich gehandelt und einen verräterischen Soldaten liquidiert hat, der Vorräte aus unseren Lagern gestohlen hat. Ich habe gehört, dass du ihn direkt in die Stirn geschossen hast.« Er lacht. »Ich habe mich selbst beglückwünscht – habe mir gesagt, dass du endlich zu dir gefunden und gelernt hast, ein wahrer Führer zu sein. Ich war beinahe stolz auf dich.

Deshalb war es ein umso größerer Schock für mich, als ich erfuhr, dass Fletchers Familie noch am Leben war.« Er schlägt die Hände zusammen. »Das ist vor allem deshalb schockierend, weil gerade du über die Vorschriften im Bilde sein solltest. Verräter stammen aus einer Familie von

Verrätern, weshalb auch alle Angehörigen vernichtet werden müssen.«

Er legt mir die Hand auf die Brust.

Ich errichte wieder Mauern im Geiste. Weiße Wände. Betongebäude. Große leere Räume.

Nichts ist in mir. Nichts bleibt in mir.

»Wirklich seltsam finde ich aber«, fährt er fort, »dass ich mir vornahm abzuwarten, bis ich persönlich mit dir darüber sprechen kann. Und dieser Augenblick ist doch ausgesprochen passend, nicht wahr?« Ich höre sein Lächeln. »Um dir mitzuteilen, wie ungemein ... enttäuscht ich bin. Obwohl ich nicht behaupten kann, dass ich überrascht wäre.« Er seufzt. »In einem einzigen Monat ist es dir gelungen, zwei Soldaten zu verlieren, ein geisteskrankes Mädchen entkommen zu lassen, einen gesamten Sektor auf den Kopf zu stellen und die Unruhen im Volk zu befördern. Das alles erstaunt mich allerdings nicht im Mindesten.«

Seine Hand gleitet nach oben zu meinem Schlüsselbein. Weiße Wände, denke ich.

Betonmauern.

Große leere Räume.

Nichts ist in mir. Nichts bleibt in mir.

»Doch am schlimmsten«, sagt er, »ist nicht die Tatsache, dass du mich blamierst, indem du die Ordnung zerstörst, die ich endlich hergestellt hatte. Nicht einmal, dass du dir bei alldem auch noch eine Schussverletzung zugezogen hast. Sondern dass du die Angehörigen eines *Verräters* ungeschoren hast davonkommen lassen«, sagt er und lacht, fröhlich und unbeschwert. »Das ist unverzeihlich.«

Meine Augen sind jetzt offen, starren ins weiße Neonlicht an der Decke, bis es verschwimmt. Ich werde mich nicht bewegen. Ich werde nicht sprechen.

Seine Hand schließt sich um meinen Hals.

So abrupt und brutal, dass ich beinahe erleichtert bin. Ein Teil von mir hofft immer, dass er es endlich vollenden wird; dass er mich diesmal wirklich sterben lässt. Doch das tut er nie. Es ist nie von Dauer.

Er lässt zu früh los und bekommt genau das, was er wollte. Ich fahre hoch, keuchend und röchelnd, gebe Laute von mir, die seine Anwesenheit in diesem Zimmer anerkennen. Ich zittere jetzt von Kopf bis Fuß, meine Muskeln sind erschöpft von der Attacke und der langen Reglosigkeit. Der kalte Schweiß bricht mir aus, und das Atmen ist mühsam.

»Du hast großes Glück«, sagt er gefährlich sanft. Er ist aufgestanden. »Dass ich hier war, um die Sache in Ordnung zu bringen. Den Fehler zu korrigieren.«

Ich erstarre.

Das Zimmer dreht sich vor meinen Augen.

»Ich konnte seine Frau ausfindig machen«, sagt er. »Fletchers Frau und seine drei Kinder. Ich habe gehört, dass sie dich grüßen ließen.« Er hält inne. »Bevor sie umgebracht wurden, das ist also wohl nicht mehr von Bedeutung. Aber meine Männer haben es mir ausgerichtet. Sie schien sich an dich zu erinnern.« Er lacht in sich hinein. »Die Frau. Sie sagte, du hättest sie besucht, vor diesem ... unerfreulichen Ereignis. Du hast den Siedlungen immer Besuche abgestattet, sagte sie. Und dich nach dem Befinden der Bürger erkundigt.«

Ich flüstere das einzige Wort, das mir über die Lippen kommt.

»Raus.«

»Und das soll mein Sohn sein«, sagt er mit einer verächtlichen Handbewegung. »Ein dummer Schwächling. An manchen Tagen widerst du mich so an, dass ich mir überlege, dich eigenhändig zu erschießen. Und dann wird mir

bewusst, dass dir das womöglich gefallen würde, oder? Damit du mir die Schuld an deinem Niedergang geben kannst. Dann denke ich: Nein, soll er doch an seiner eigenen Dummheit krepieren.«

Ich starre ins Leere. Meine gesunde Hand umklammert die Matratze.

»Was ist mit deinem Arm passiert?«, fragt er. »Delalieu schien ebenso ahnungslos wie die anderen.«

Ich schweige.

»Es ist dir peinlich zuzugeben, dass du von deinen eigenen Soldaten angeschossen wurdest, oder?«

Ich schließe die Augen.

»Und was ist mit dem Mädchen?«, fragt er. »Wie konnte sie entkommen? Die ist mit einem deiner Männer davongelaufen, nicht?«

Meine Hand krallt sich in das Laken, ich kann das Zittern kaum noch unterdrücken.

»Sag es mir.« Er beugt sich vor, spricht dicht an meinem Ohr. »Wie würdest so einen Verräter behandeln? Willst du dessen Angehörige auch besuchen? Nett zu seiner Frau sein?«

Ich will es nicht aussprechen, aber es geschieht ohne mein Zutun. »Ich bringe ihn um.«

Er lacht schallend. Streicht mir mit derselben Hand über die Haare, mit der er mich gerade noch gewürgt hat. »Schon besser«, sagt er. »Viel besser. Und nun steh auf. Wir haben vieles zu erledigen.«

Und ich denke, ja, ich möchte sehr gerne Adam Kent erledigen.

Ein Verräter wie er hat es nicht verdient weiterzuleben.